

Zschokkes Anteil an der Erhaltung des Aargaus : 1813-1815

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons
Aargau**

Band (Jahr): **61 (1949)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

III. Zschokkes Anteil an der Erhaltung des Aargaus 1813–1815

3. Kapitel. Die streitenden Parteien

Der Aargau hatte seine Existenz allein seinem Schöpfer Napoleon zu verdanken. So lange er Gebieter über Europa war, wagte niemand offen die Berechtigung dieses Staates, dessen größter Gebietsteil vor dem großen Umbruch dem mächtigsten Ort der alten Eidgenossenschaft, Bern, gehört hatte, anzuzweifeln, geschweige denn anzutasten.

Nachdem aber der Machthaber Europas gestürzt worden war, war es fraglos, daß Bern, das durch die Revolution am meisten an Geld und Gut eingebüßt hatte, seine Ansprüche auf das, was von seinem ehemaligen Staatsgut von den Franzosen nicht hatte weggeschafft werden können, nicht diskussionslos abschreiben wollte. «Vor allem war der Stachel großer Gebietsverluste geblieben.»¹ Dazu gehörten die Waadt und der ehemals bernische Teil des Aargaus. «Fraglich war höchstens, ob es sich dabei der Gewalt oder friedlicher Mittel bedienen würde.»²

Zwei Elitegruppen standen sich im Grunde genommen gegenüber. Auf der einen Seite das bernische Patriziat, das trotz der jüngsten Vergangenheit seine Stellung und sein Ansehen nach innen wie nach außen nicht verloren hatte, eine Gesellschaftsschicht, die auf eine große Tradition und auf eine ebenso große Erfahrung zurückblicken konnte. Sie hatte die Größe und die Macht eines Staates begründet, der auf eine sechshundert Jahre alte, ruhmvolle Vergangenheit zurückblicken konnte.

Staatsform und Staatsleben sahen die Patrizier allein im alten Korporativstaat. Daß ihnen die Herrschaft im Staat gehörte, war ihnen eine Selbstverständlichkeit, denn sie betrachteten sie als ein geschichtlich gewordenes Eigentum. Es wurde ihnen aber auch nicht etwa vom Volke her streitig gemacht. Noch war der Geist der neuen Zeit nicht so übermächtig, daß er die Anhänglichkeit, das Vertrauen des Volkes in seine Regierung hätte erschüttern können. Dieses Volksvertrauen war unbedingt die sicherste Grundlage, auf der das bernische Patriziat seine Herrschaft, seine Staatspolitik aufbauen konnte.

¹ GAGLIARDI, Bd. III, S. 1197.

² JÖRIN: Aargau, S. 385.

Und nun auf der Gegenseite die Aarauerpartei, sie, die «die unerbittliche Trägerin des Kantonsgedankens» war. Sie war nicht Regierungspartei, sie hatte keine Macht der Tradition hinter sich. Sie verteidigte einen Staat, der von fremder Macht geschaffen worden war, einen Staat, dessen Staatsgebiet zusammengewürfelt, aus Territorien, die nach ihrer Vergangenheit eher divergierten als sich zusammenfanden. Wohl war in den zehn Jahren des Bestehens des Kantons Aargau zu einem inneren Zusammenschluß des erstlich nur durch eine äußere Organisation neugegründeten Staatswesens erstaunlich viel getan worden. Aber die Zeit war eben doch zu kurz, um dem jugendlichen Gebilde einen inneren Halt, einen alle Bürger umfassenden Gemeinschaftssinn einzupflanzen.

Das Volk blickte und horchte nicht nach Aarau, wie beispielsweise das bernische Volk nach Bern es tat. An der Spitze des Staates standen wohl verdienstvolle, teilweise äußerst fähige Männer, die aber nicht über die politische Erfahrung verfügten, wie die Herren von Bern, die nicht mit dem Staate, dem sie vorstanden, verwurzelt waren, die nicht aus Familien stammten, die seit Generationen das politische Geschäft betrieben. Und vor allem fehlte ihnen die Grundlage, die die Macht des bernischen Patriziates ausmachte, es fehlte ihnen das beinahe übersinnliche Vertrauen des Volkes.

Daher war die aargauische Regierung nicht ein festgefügtes Ganzes, von unerschütterlichem Willen beseelt, sich den Ansprüchen Berns kompromißlos zu widersetzen.

Dieser Wille zum Kanton wurde allein von der Aarauerpartei verkörpert, «da die Eigenstaatlichkeit nur für sie bestimmtes und unverrückbares Ziel war».³ Die Frage war nur die, ob sie im Volke genügend Rückhalt fand für ihre Politik, das heißt, ob im Volk der Wille zum Staat Aargau vorhanden war oder noch geweckt werden mußte.

In den zehn verflossenen Jahren waren die Gegensätze zwischen den Landesteilen, zwischen den Städten und der Landschaft, zwischen den Katholiken und den Protestanten, wenn nicht verschwunden, so doch abgeflacht. Es war also die Möglichkeit vorhanden, das aargauische Volk zu patriotischer Begeisterung zu entflammen. — Wie war die Stellung der Aarauerpartei im ehemalig bernischen Kantonsteil? Konnten hier nicht die Anhänglichkeit des Landvolkes an das alte Regiment und materielle Überlegungen die Wiedervereinigung befürworten?

³ JÖRIN: Aargau, S. 386.

Die Aarauerpartei war aber auch da «verhältnismäßig stark genug, die einheimischen Junker, die bürgerlichen Berggänger und ihren zahlenmäßig unbestimmten Anhang schachmatt zu setzen und die bernischen Einflüsse fernzuhalten, ja sogar in positiver Art für den Kanton Stimmung zu machen».⁴ Das bewiesen gerade die vielen Eingaben, Ergebnheitsadressen, die aus diesem Kantonsteil an die Regierung gerichtet worden sind. Sie waren ein spontaner Willensakt und nicht eine Inszenierung der Aarauerpartei. Denn sie waren selbst unwillkommen, weil man befürchtete, daß sie die Spannung mit Bern nur verschärften⁵.

Der Kampf um den Aargau wurde von beiden Parteien mit allem Einsatz geführt.

Nach innen sicherte man sich mit polizeilichen Maßnahmen, nach außen suchte man sich defensiv durch militärische Vorkehren zu schützen, man scheute sich in beiden Lagern, diese letzte Waffe offensiv zu gebrauchen.

Dafür aber war das diplomatische Ränkespiel bei den übrigen Eidgenossen und bei den Alliierten, bei denen ja die letzte Entscheidung lag, um so hemmungsloser.

Aber noch ein drittes Kampfmittel, dessen Wirkung man allerdings noch wenig kannte, weil dazu die nötige Erfahrung fehlte, wurde angewendet. Es war das politische Kampfmittel, das die Revolution entdeckt hatte, die Presse.

4. Kapitel. Die neue Macht

Im politischen Ringen um Sein oder Nichtsein des Kantons Aargau trat zum erstenmal eine Macht in Erscheinung, die bis anhin in der Schweizer-

⁴ JÖRIN: Aargau, S. 387.

⁵ Zschokke schreibt im Schweizerboten vom 10. Februar 1814, S. 43: «In mehrern Bezirken hat man wollen anfangen Unterschriften zu sammeln für Adressen an die Regierung, um derselben für ihr bisheriges Verhalten Dank zu bezeugen und zugleich feierlich ihren Entschluß auszusprechen, für die Bestehung des Kantons Aargau Alles aufzuopfern. Die Regierung ließ die aber unter der Hand ablehnen, überzeugt von dem vaterländischen Sinn der Gemeinden, und weil das künstliche Adressenspiel gar zu sehr nach französischem Blendwerk schmeckt und folglich wenig Kredit mehr hat. Denn man weiß wohl, wie leicht es ist, auch da, wo von den Leuten bei der frostigen Jahreszeit nicht so warm ums Herz ist; beim Schöppli Unterschriften zu bekommen, und wenn eine Gemeinde einmal angefangen hat, so beeilen sich andere, nach zu fahren aus Furcht, sie möchten sonst die letzten sein, und dafür von oben herab schief angesehen werden.»

geschichte keine größere Bedeutung gehabt hatte. Sie war ja auch erst von der neuen Zeit entdeckt und zum neuen politischen Kampfmittel erhoben worden. Es war die Macht der Presse.

Wohl war mit der Helvetik eine politische Zeitungspressen entstanden, doch die Presse zur Zeit des Einheitsstaates war mehr für die dünne gebildete Oberschicht als für die breite Masse bestimmt gewesen.

Die Unsicherheit der Zeit ließ sie zudem auch gar nicht richtig zu Worte kommen. Während der Mediation sorgte Napoleon durch eine eiserne Zensur dafür, daß nur wenige Verleger den Unternehmungsgeist aufbrachten, Zeitungen entstehen zu lassen.

Man hatte aber trotz all dieser Hemmnisse die Wirkungen und die Macht der Presse kennengelernt. Im Kampf um den Aargau spielte die Presse eine entscheidende Rolle und zwar in beiden Lagern.

Aarau, das heißt die Aarauerpartei, ergriff darin die Initiative. Ihr standen ein leistungsfähiger Verlag und vor allem erfahrene Journalisten, wie Zschokke, Rengger und Usteri, zur Verfügung. Sie hatten die Bedeutung der Presse und ihre Funktion im öffentlichen Leben erkannt und brauchten sich nicht anzustrengen, um sämtliche Register ihres journalistischen Könnens mit erfolgreicher Wirkung zu ziehen.

Von der Regierung war die Presse nicht unterstützt, aber auch nicht durch eine engstirnige Zensur gehemmt. «Wir sind in unserem Kanton so glücklich, im Besitze einer vernünftigen Pressefreiheit zu sein, und nur für liberale Blätter besteht eine liberale Zensurbehörde.»¹

Die Aarauer Zeitung, der Schweizerbote und Flugschriften, die teilweise auf Kosten der Regierung gedruckt worden sind², wurden als Kampfmittel verwendet.

Für die Beeinflussung der breiten Volksschichten, für die Erhaltung des Aargaus kamen nur der Schweizerbote und die für das Volk verständlichen Flugschriften in Frage. Der Schweizerbote war das eigentliche Volksblatt, das sich auf dem Lande während der Mediation einen großen Leserkreis erworben hatte, weil der Redaktor nach seiner Intention den richtigen Volkston getroffen hatte. Die von Usteri redigierte Aarauer Zeitung war dafür weit weniger geeignet, sie stellte an den Leser höhere Ansprüche, sie war das Leibblatt der Bildungsaristokratie und hatte unter dem Volk weniger Leser.

Das eigentliche Kampfblatt war der Schweizerbote. Auch Zschokke

¹ Sauerländer in der Aarauer Zeitung Nr. 58, 1814.

² JÖRIN: Aargau, S. 408, Anmerkung.

konnte in den kritischen Momenten leidenschaftlich werden, besonders, wenn er sich gegen seinen Widerpart in Bern, Karl Ludwig von Haller wandte.

Ausführlich bringt er die Tagsatzungsverhandlungen, die er aber selten redaktionell kommentiert. Zschokke kann man nicht vorwerfen, daß er seine Mitbürger zur Leidenschaftlichkeit gegenüber Bern aufreizte. Sicher war seine Einstellung einseitig, wenn er auch versuchte, die Sache vom schweizerischen Standpunkt aus zu betrachten. Er bezichtigte Bern, das wie der Aargau auch um sein Recht kämpfte, daß es die schweizerische Einigkeit hintertreibe. Die eidgenössische Uneinigkeit würde im Ausland den schlechtesten Eindruck machen, und die Mächte verleiten, einzugreifen, womit der Schweiz erneut von außen her die innere Ordnung befohlen werde.

«Wie steht's nun in der Schweiz? Ach krumm und schief, ihr lieben Herren und Frauen, krumm und schief!

Ja vieles steht gar nicht mehr, sondern liegt zerbrochen am Boden. Man spricht in Wien und Berlin, in Paris und London, wie die Schweiz sich unter allen Völkern am übelsten gezeigt habe; zanken sich seit einem halben Jahr, vergiessen Bürgerblut — kerkern sich einander ein, wegen politischen Meinungen — wetzen ihre Bajonette gegen einander — geben Flugschriften — decken einander ihre Schande auf — und man sieht dem allem kein Ende. — Meint ihr aber, es könne und dürfe länger so bleiben — Eidsgenossen, nehmet eurer Ehr und Schanze vor.

Woher kommt dieses Unglück alles? Haben es uns fremde Mächte gebracht? — Nein, nein! Wollte Gott, fremde Mächte hätten es gebracht, so wäre das Unglück ohne Schande. Aber Schweizer haben es über die Schweizer gebracht; nun macht die Schande das Maß unseres Unglücks voll.

Gleichwie ein Wahnsinniger zweierlei Willen hat, — er will sich zerreißen und zerfleischen, und schreit dann wieder unwillig über den Schmerz seiner Wunden; also ist in der Schweiz zweierlei Willen. Der eine Willen zieht links, und der andere rechts, und dabei wird Alles zerrissen.

Am 29. Christmonat 1813, als auf der Tagsatzung in Zürich die Gesandten der Kantone in schweizerischer Eintracht zusammentraten, und eine Übereinkunft der Freundschaft schlossen, erwartete die Welt von den Schweizern das Rühmlichste. Denn nur ein einziger Kanton weigerte sich, der Übereinkunft beizutreten; — es war kein Kanton, es war nur eine Stadt, es war nicht die ganze Stadt, sondern nur eine Anzahl Bürger der Stadt Bern, eine Anzahl von fünfzig bis sechzig Familien, die vorzeiten ausschließliches Regierungsrecht besessen hatten, und dies wieder haben wollten. Sie wollten es wieder haben von Rechtswegen, nicht nur über die Städte und Dörfer des Kantons Bern, als neuen Untertanen, sondern auch über die zwei großen Kantone Waadt und Aargau. Daher alles Unglück.

Denn da die glücklichen Kantone Waadt und Aargau sich weigerten, einigen Herren zu Bern untertänig zu sein, und viele Kantone der Schweiz und selbst

die Häupter der Alliierten sprachen: die Waadtländer und Aargauer haben Recht, brachten die Berner alles in der Eidsgenossenschaft in Zerwürfnis.»³

Zschokke hat sich besonders im Jahre 1814 bemüht, die Kluft zwischen Bern und Aargau nicht zu vertiefen, sondern eine Verständigung offenzuhalten. Sie sollte auf eidgenössischem Wege gefunden werden, zu Nutz und Frommen der beteiligten Parteien, aber vor allem im Interesse der schweizerischen Einigkeit. Er wollte seiner Wahlheimat die Schmach ersparen, daß ihre Einigkeit nur durch die Einmischung des Auslandes zustande kam. Die Schweizerehre sollte gewahrt werden. Damit stand es aber schlecht, und der sonst so optimistische Zschokke schreibt im Schweizerboten vom 23. Juli 1814 voller Pessimismus:

«Es gibt keine Eidsgenossenschaft mehr, sondern nur noch eine Schweiz, denn der Eidsgenossenschaft alte und neue Eide sind gelöst und vernichtet worden und alles zerfallen.

Darum sorgt Jeder für sich. Aber wer nicht für baldige Herstellung neuer Bünde sorgt, der hat für sich selbst am schlechtesten gesorgt. Er stopft bei Gefahr allgemeinen Schiffbruchs alle seine Säcke voll, ohne ans Schiff zu denken, und wird umso schwerer und geht im Wasser umso schneller unter.

Wie viele Parteien giebt es denn jetzt in der Schweiz? Schlecht gerechnet allerwenigstens *vierzig*. Die Schweiz hat 19 Kantone, die von einander ganz verschiedene Kantonsinteressen haben. Jeder Kanton hat wenigstens zwei Parteien; 2 mal 19 machen 38. Rechnen wir über die allgemeine Bundesverfassung wenigstens 2 Parteien: so machen 38 und 2 netto 40.»⁴

In diesem Federkrieg hatte die Aarauerpartei die Initiative ergriffen und die ersten Schläge ausgeteilt. In Bern erkannte man die Bedeutung der Presse als politisches Kampfmittel. Es führte den Krieg in der Folge viel konsequenter und unerbittlicher, aus dem einfachen Grunde, weil die politische Führung Berns viel zielbewußter und geschlossener als die des Aargaus vorging. Man hatte es leicht, die Presse staatlich zu lenken und zu kontrollieren. Bern besaß eine einzige Zeitung; die Zeitungen, die außerhalb des bernischen Staatsgebiets erschienen und die nicht genehm waren, hatte man verboten. Zu diesen mit Interdikt belegten Zeitungen gehörten selbstverständlich auch die Aarauer Blätter, an erster Stelle der Schweizerbote. Er wurde vom Geheimen Rat am 10. März 1814 verboten, wobei der Erlaß die Buße festlegte für den, auf dem man die Zeitung gefunden hatte, nämlich 25 Franken⁵.

³ Schweizerbote, 7. Juli 1814, S. 209.

⁴ Schweizerbote, 22. Juli 1814, S. 225.

⁵ BRUGGER: Geschichte der Aarauer Zeitung, S. 12.

Nicht uninteressant ist die Begründung des Verbots. «Er (der Schweizerbote) sei darauf berechnet, von den unteren Volksschichten gelesen zu werden, und seine Darstellungen finden bei der faßlichen Schreibweise leichter Eingang, als daß die Falschheit beständig wiederholter Anbringen bemerkt werde; er finde unter dieser Klasse umso viel mehr Abnehmer, als er das einzige wohlfeile und beinahe das einzige Blatt seiner Art sei.»⁶

Gerade aus dieser Begründung des Verbots ist ersichtlich, daß Zschokkes Tendenz, mit seinem journalistischen Schaffen auf das Volk einzuwirken, nicht in der Theorie stecken blieb, sondern daß er wirklich bei ihm Eingang fand, und daß die Gegner die Wirkung nicht unterschätzten.

Die bernische Regierung ging aber noch weiter in den Abwehrmaßnahmen. Sie suchte gleichsam eine Sicherheitszone gegen den unliebsamen Eindringling zu errichten, indem sie die Regierungen von angrenzenden Kantonen einlud, ebenfalls Verbote zu erlassen, «weil der Schweizerbote planmäßig darauf ausgehe, das Ansehen der alten rechtmäßigen Regierungen zu untergraben und revolutionäre Grundsätze zu verbreiten. Die Wirkung des eigenen Verbots werde damit eludiert, daß die hiesigen Übelgesinnten Mittel finden, sich ihre Exemplare aus einem nachbarlichen Kanton, allwo das Verbot nicht besteht, zu verschaffen.»⁷ Solothurn kam der Einladung nach, ebenso Freiburg. — Umsonst verlangte Bern auf der Tagsatzung ein Verbot des Schweizerboten⁸.

Zschokke nahm diese Verbote nicht allzu ernst, nicht zuletzt, weil er erfuhr, daß sie ihre Wirkung verfehlten, indem der Botenmann durch Hintertüren trotzdem bei seinen Anhängern Einlaß fand. So spottet er in seinem Neujahrsartikel vom Jahre 1815: «Daß der Bote auch in denjenigen Kantonen, wo man ihm die Ehre erwiesen, ihn Landes zu verweisen, nach wie vor bei seinen Freunden und Freundinnen z'Chilt gehen will, versteht sich ebenfalls von selbst, und nimmt keine Seele übel. In unseren Tagen übrigens ist die Landesverweisung keine Unehre, wo die eine Hälfte der Schweiz die andere Hälfte der Schweiz gern zur Schweiz hinaus weisen möchte, wenn es ginge. Doch hoffentlich sind die Tage bald vorbei.»⁹

Bern begnügte sich nicht mit diesen passiven Abwehrmaßnahmen. Es

⁶ Ebenda, S. 12.

⁷ BRUGGER: Geschichte der Aarauer Zeitung, S. 13.

⁸ Bernisches Ratsmanual III, S. 6, 12. November 1814.

⁹ Schweizerbote, 12. Januar 1815, S. 11.

hatte einen ebenso gewandten Journalisten in Karl Ludwig von Haller zur Verfügung, wie die Aarauerpartei in Heinrich Zschokke. Es gab denn auch den ganzen Propagandafeldzug in Hallers Hände. Einmal war er allmächtiger Zensor und dann führte er die Redaktion des einzigen bernischen Blattes¹⁰. Dieses Blatt hatte die Aufgabe, den Schweizerboten aus dem Feld zu schlagen. Haller hatte aber wenig Erfolg mit diesem Unterfangen. Er traf nicht, wie Zschokke, den richtigen Volkston. Das Volk mißtraute auch einer Zeitung, die von der Regierung abhängig war. Haller war in seiner Schreibweise auch viel weniger sachlich als Zschokke. Er führte seine Angriffe nur gegen die Person, das heißt gegen die «Aarauer Jakobiner», wobei er es ganz besonders auf Zschokke abgesehen hatte. Seine Feindschaft gegen ihn war unerbittlich. Hatte doch dieser hergelaufene Preuße, wie Haller ihn mit Vorliebe nannte, den Federkrieg eröffnet und war der gefährlichste Feind. Er beantwortete die Neujahrsrede K. L. von Hallers 1814 (Was ist die alte Ordnung?) mit einer Rede vor der Gesellschaft für vaterländische Kultur in Aarau, eine Rede, die die Argumente des Berner Restaurators zu widerlegen suchte¹¹. Die Gesellschaft ließ die Rede drucken und sorgte für ihre Verbreitung. Sie war äußerst geschickt abgefaßt, und Stapfer ließ sie selbst in Wien verbreiten¹².

Zschokke erinnerte in seiner Rede an das in Bern nur zu gern vergessene bernische Dekret vom 3. Februar 1798. Aus ihm leitete er das Recht auf Unabhängigkeit des Aargaus ab, was einer Verdrehung gleichkam. Das Dekret hatte wohl die Untertanenschaft aufgehoben, nicht aber die bernischen Staatsbürger, zu denen die Bewohner des bernischen Aargaus und der Waadt auch gehörten, aus dem Staatsverband entlassen.

Der Redner argumentierte: «Als das letzte Vermächtnis als Segen aus der sterbenden Hand, kam die staatsbürgerliche Freiheit an das Volk, und ward diesem ‚Unaufgefordert‘ gegeben. Bern mochte siegen oder fallen, von diesem Tag an hörte die Stadt auf, Untertanen zu haben.»¹³

Er fährt dann fort: Seit fünfzehn Jahren hätten nun die Völkerschaften das Kleinod der Freiheit besessen, und nun wolle man in Bern plötzlich wortbrüchig werden. Mit Waffengewalt wolle man erzwingen, was man von Rechts wegen nicht erreichen könne.

¹⁰ Gemeinnützige Schweizer Nachrichten.

¹¹ Von der Freiheit und den Rechten der Kantone Bern, Aargau und Waadt.

¹² JÖRIN: Aargau, S. 410.

¹³ Von der Freiheit . . . , S. 11.

Der Aargau und die Waadt hätten ihre Lebensfähigkeit in dem vergangenen Jahrzehnt unter Beweis gestellt. Weder der Aargau noch die Waadt sehnten sich nach der Wiedervereinigung mit Bern.

Die Landschaften, die ehemals Untertanengebiete der eidgenössischen Orte gewesen seien, forderten «mit einer Stimme die Freiheit und das Leben des Kantons, der so lange ihr Glück, ihre Ruhe, ihren Wohlstand gründete, und schirmte». ¹⁴

Zschokke meint zusammenfassend: «Zur alten Ordnung gehört nicht bloß, wie die Schutzredner derselben wohl treuherzig meinet, die alte Form, sondern auch der alte Geist, die alte öffentliche Meinung, die alte Nothwendigkeit. Aber diese sind entwichen. Jeder Tag hilft zur Verwandlung des Menschengeschlechtes und seiner Bedürfnisse. Oder wer weiß denn unter den Sterblichen die Zauberformeln auszusprechen, mit denen er die Welt beschwören könnte, still zu stehen in ihrem Lauf, und den Schicksalen gebieten, daß sie nicht weiter schreiten? — Nicht die alte, sondern die bessere Ordnung der Dinge fordern die Nationen.» ¹⁵

Die Rede Zschokkes war sowohl für das Volk wie für die geistige Oberschicht bestimmt. Sie konnte von beiden verstanden werden und auf beide wirken. Mit Haller hatte er es allerdings für immer verdorben; noch zehn Jahre später, als Haller in Paris weilte, wurde Zschokke von ihm als der gefährlichste Revolutionär verschrien.

Der bernisch-aargauische Federkrieg erreichte gegen Ende des Jahres 1815 seinen Höhepunkt. Neben Zschokke wandte sich auch Rengger mit Flugschriften an die Öffentlichkeit. Rengger schrieb seine Pamphlete mehr für die regierenden Kreise des In- und Auslandes. Es ging ihm zur Hauptsache darum, auf die diplomatischen Verhandlungen einzuwirken, als beim Volk den Widerstandswillen zu wecken.

Welche Resultate zeitigten diese Kämpfe mit geistigen Waffen? Das ist heute schwer abzuschätzen. Es scheint aber doch, daß die bernische Partei ins Hintertreffen geriet. Sie kämpfte für eine Sache, über die das Schicksal schon entschieden hatte. Die fünfzehn verflossenen Jahre konnte man nicht einfach aus dem Bewußtsein des damaligen Menschen streichen. Der geistige Umbruch war vorwärts gedrungen. Von ihm waren alle menschlichen Beziehungen erfaßt worden, so auch die Beziehung vom Individuum zur Gemeinschaft, zum Staat. Die Anhänger der alten Ordnung erkannten

¹⁴ Ebenda, S. 20.

¹⁵ Von der Freiheit . . . , S. 20.

nicht oder wollten nicht erkennen, daß man nicht einfach auf den Trümmern, die der Sturm hinterlassen hatte, wieder aufbauen konnte. Mit dem Zusammenbruch der Mauern waren auch die Fundamente brüchig geworden. Selbst sie mußten neu konstruiert werden. Das war das Anliegen der Zeit.

Dazu kam vielleicht noch, daß die bernische Presse, das heißt die einzige Zeitung, die in Bern erschien, Organ der Obrigkeit war. Deshalb brachte man ihr vom Volke her ein gewisses Mißtrauen entgegen. Noch hatte das Volk die Propagandamethoden der Helvetik nicht vergessen. Eine staatlich kontrollierte und finanzierte Presse, eine Errungenschaft, die gerade die Helvetik hervorbrachte, war beim Volk von vornherein unbeliebt und wurde scheel angesehen.

Anders war die Organisation der Presse im Aargau. Die Regierung, wenn sie sie auch nicht direkt mit enger Zensur hemmte, förderte sie auch nicht. Zschokke, der geistige Führer der Aarauerpartei, war wirklich unabhängig. Flugblätter, Vaterlandslieder und Proklamationen wurden nicht von einer staatlichen, sondern von einer privaten Gesellschaft, der Gesellschaft für vaterländische Kultur, verbreitet. Man nahm sie so mit weniger Voreingenommenheit auf.

Aber das Ausschlaggebende für den Erfolg der Aarauerpartei war doch in erster Linie das, daß ihre Ziele nicht in der Wiedererrichtung einer äußeren Form mit innerer Leere waren, sondern, daß sie dem Bedürfnis und dem Willen ihrer Zeit nachlebten.

Der erfolgreiche Kampf «mit Feder und Dinte» hat sicher nicht allein die Existenz des Kantons gerettet. Die letzte Entscheidung lag ja nicht bei den streitenden Parteien, nicht bei der Eidgenossenschaft, sondern bei den neuen Machthabern Europas.

Doch hatte der Federstreit im Aargau das Zusammengehörigkeitsgefühl beim aargauischen Volk geweckt und die Idee der Schicksalsgemeinschaft zur Wirklichkeit werden lassen. Der Aargau ging innerlich gestärkt und selbstbewußter aus dem Kampf hervor, was nicht zuletzt ein Verdienst des unermüdlich für dieses Ziel arbeitenden Zschokke war.

Die Annahme der Wiener Erklärung, die Rückkehr Napoleons von Elba brachten den endgültigen Abschluß des Streites und die allseitige Anerkennung des jungen Staates.

Er hatte eine schwere Krise überwunden. Nun war er gleichberechtigtes Glied im Staatenbund von 1815, und als solcher betrat er die Schwelle der sogenannten Restaurationszeit.